



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Am heiligen Damm

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nehmen vielleicht auf absehbare Zeiten in seinem Bestande gesichert wird. Es wäre schade, wenn wir nach Verlauf von drei Jahren sagen müßten: Pan, der große Pan ist tot!



Am heiligen Damm



Es war ein heißer Sommertag, und mich verlangte nach einer Auffrischung. So setzte ich mich denn auf die Bahn und fuhr nach dem nächsten Seebad Warnemünde. Doch da ist zur Zeit der Hochflut keine Erholung zu finden. Am Strande sieht es aus wie auf einem Jahrmarkt: Korb reiht sich an Korb, dazwischen kribbelt und krabbelt es, und besonders die liebe Jugend macht sich mehr breit, als ihr zukommt. Die Anlagen im Westen des großen Fleckens verdienen alle Anerkennung; sie sollen bis zur Stoltera, dem höchsten Punkte des steilen Lehmußers, wohl eine gute halbe Stunde weit, fortgeführt werden, aber zur Zeit gewähren sie noch keinen oder nur geringen Schutz vor der Hitze. Der schöne Wald im Osten von Warnemünde, jenseit der Warnow, ist zu weit entfernt, und der mehr als halbstündige Weg längs der Dünen ist beschwerlich. So mietete ich mir ein Boot und segelte um die Mittagsstunde weiter nach dem heiligen Damm.

Die Seefahrt war köstlich. Das Boot hielt sich nur wenig von der Küste entfernt. Bald hinter der Stoltera, jetzt Wilhelmshöhe genannt, mit einem Kaffeehause gekrönt, und dadurch nun erst für die stets durstigen Badegäste anziehend gemacht, bald hinter diesem Lehmvorsorgebirge biegt die Küste ein; in das flacher werdende Land hat das Meer eine seichte Bucht eingeschnitten. In einiger Entfernung wird ein schöner, dichter Wald sichtbar, und wie sich ihm das Boot nähert, tauchen aus dem dunkeln Grün weiße Häuser auf, alle von ähnlicher Bauart: in der prächtigen Laubumrahmung ein schönes Bild. Das ist der heilige Damm. Brückenstege, durch zwei Querstege verbunden, führen von dem flachen, mit runden Steinen besäten Ufer ins Meer heraus. Hier wird angelegt und gelandet. Ich betrete den großen kiesbedeckten Platz; da liegt gerade vor mir ein langes, niedriges Gebäude mit säulengetragener Vorhalle, über ihr an dem flachen Giebel die Inschrift:

Heic te laetitia invitat post balnea sanum.

Also das Kurhaus. In der Halle sitzt ein ausgewähltes Häuflein und schlürft behaglich Kaffee bei den Klängen der Badekapelle, die von dem Söller

des rechtwinklig nach der See angebauten mehrstöckigen neuen „Logirhauses“ eine recht gute Musik aufführt. Gegenüber dem großen, geschmackvollen „Logirhause“ erhebt sich ein andrer schöner Bau, der den Namen „Großfürstin Marie“ trägt, ein Besitz der Großherzogin-Witve von Mecklenburg; er eröffnet die Reihe der Villen, die sich unweit des Strandes nach Osten hinziehen, während das Kurhaus und das Logirhaus den Blick auf die dahinterliegenden fürstlichen Besitzungen: „Burg Hohenzollern“ und „Krone,“ dem Großherzog gehörig, „Mariencottage“ und „Alexandrinencottage“ verdecken. Alle diese schönen Ruheplätze umfaßt der wohlgepflegte, von Wegen durchzogne Wald.

Auf dem genannten freien Platze vor der Villa der Großfürstin Marie liegt auf einem Erdhügel, von alten Bäumen beschattet, ein riesiger Granitblock mit der Inschrift: „Friedrich Franz I. gründete hier Deutschlands erstes Seebad 1793.“ Und wahrhaftig, der gute Herzog hätte keinen schöneren Fleck seines an Reizen nicht armen Landes finden können zu seiner und seiner Getreuen Erholung. Lange Zeit blieb auch der heilige Damm die beliebte Sammelstätte des mecklenburgischen Adels, bis der Urenkel des Gründers, der verstorbne Großherzog Friedrich Franz II. das Bad an eine Gesellschaft verkaufte. Da änderte das vornehme Adelsbad bald seine Eigentümlichkeit. Es kamen die reichen Kaufleute von Hamburg und Berlin, und besonders die Leute vom Stamme Sem. Der Adel zog sich mehr und mehr zurück, aber auch den andern Gästen behagte das Alleinsein nicht, sie blieben auch weg. So war lange Zeit die Zahl der Besucher ziemlich gering. Erst in den letzten Jahren ist sie wieder gestiegen, und in einer Zusammenstellung der Zahlen für den Besuch der mecklenburgischen Seebäder fand ich den heiligen Damm mit mehr als 1200 Badegästen angegeben. Leider kommt ein gutes Teil davon auf die Besucher des Rennens und — die Taubenschützen. Ja, Rennen und Taubenschießen bilden die Hauptanziehung auf diesem friedlichen Fleck Erde, der von Natur wie geschaffen ist zu ruhiger und beschaulicher Erholung!

Die Rennbahn liegt in der Mitte zwischen dem Walde des heiligen Dammes und dem eine kleine Meile landeinwärts liegenden Städtchen Doberan. Auch dieser freundliche Ort, der allsommerlich viele Besucher anzieht, verdankt seinen Aufschwung dem lebenslustigen Herzog Friedrich Franz I., der sich hier, als der Ort noch ein Dorf war, in geziemender Entfernung von der alten gotischen Kirche einen Spieltempel bauen ließ. Da spielte er jeden Sommer im Kreise seiner getreuen Unterthanen, nahm ihnen ihr Geld ab oder verlor das seine. Als er eines Tags an der Seite eines ehrfamen Töpsers all sein bares Geld verjuchet und auch den armen Teufel mit ins Unglück gerissen hatte, fragte er ihn: „Wat maken wi nu, Meister Pötter?“ Und ruhig antwortete der wackre Pötter: „Dat will ic Sei seggen; ic mak wedder Pött, un Sei — schriewen ne nige Kontributschon ut.“ Und so wirds wohl geworden sein, doch sollen die „lieben, getreuen Landstände“ schon damals, wenn es sich um Geldbewil-

ligungen handelte, etwas „steinpöttig“ gewesen sein; sie brauchten ihr Geld selber. In der genannten alten Kirche, die in den letzten Jahren prächtig ausgebaut worden ist, sind die Grabstätten mehrerer alten Adelsgeschlechter; in der Kapelle des einen prangt, gewiß zum Entsetzen manches frommen Christen, der Spruch:

Ik bin ein meckelnbörigsch Edelmann;
 Wat geiht di, Düwel, min Supen an?
 Ik sup mit min Herrn Jesus Christ,
 Wenn du, Düwel, ewig dösten müst.

Aber wo sind die Zeiten hin, wo auch der ehrsame Bürgermann wenigstens geschmuggelten Rotwein für wenige Schillinge trinken konnte? Selbst das Spielen in Doberan hat aufgehört, wenigstens öffentlich. Dafür kann man nun beim Wettrennen sein Glück versuchen und thuts auch nach Kräften. Und es giebt Sportsleute, die es offen auszusprechen wagen, daß im Vergleich mit den Wetten bei den Rennen das Treiben in Monaco sittlich zu nennen sei. Freilich fehlt es auch heute nicht an Verteidigern und Lobrednern der Rennen, denn welcher Unjug, ja welche Schändlichkeit, die der Wahrheit gemäß als solche hingestellt wird, fände nicht ihre Fürsprecher und Beschützer! Und so läßt sich mancher immer noch vorreden, die Wettrennen hätten den lobenswerten Zweck, „die Pferdezuucht zu heben“ (!), und redet sich dann selber ein, daß er dieses gute Werk fördere, wenn er sich mit einem Spieleinsatze beteilige. An die armen Opfer der Rennen denkt selten einer der Wettenden. Wir fallen, wenn ich in den Tagesblättern, auch in den bessern, die ihre Leser zu edlerer Unterhaltung erziehen wollen, die eingehenden Berichte über die Wettrennen, noch dazu im greulichsten Kauderwelsch geschrieben lese, immer die Verse ein, die der wackre Bischof auf die Rennen von Baden-Baden gedichtet hat:

Könn' ich retten nur eine der Kreaturen, der armen,
 Aus des Peinigers Faust, gäb' ich die Menschen daran:
 Grafen, Barone und Lords, Sportsmen und wettende Narren,
 Mit dem sämtlichen Volk, welches den Schwindel beglozt.
 Möchten sie Arm' und Beine nur immer brechen! Ein Gaul ist
 Wahrlich immer noch mehr wert als das ganze Geschmeiß.

Schade, daß der treffliche Alte nicht auch den andern Auswuchs des Sports gesehen und gegeißelt hat, das Taubenschießen, das, damals in Baden-Baden vielleicht schon verboten, jetzt nur noch hier am heiligen Damm eine Stätte hat. Und hier blüht es trotz aller Anstürme der Tierschutzvereine und bildet, wie gesagt, die zweite Hauptanziehung für den mecklenburgischen Adel. Es hat sich ein besondrer Taubenschießklub gebildet, dem auch edle Damen angehören; dieser veranstaltet alljährlich Preis-schießen und läßt sich das Vergnügen ein gut Stück Geld kosten.

Ich hatte schon viel von diesem Auswuchs des Jagdsports gehört; nun

bot sich mir Gelegenheit, eine Schießübung der Taubenschützen anzusehen, wie solche während der ganzen Badezeit fast täglich abgehalten werden sollen. Die Stätte des fröhlichen — Mordens liegt am östlichen Rande des Waldes: eine lustige Schießhalle, davor eine Wiese, auf der ein halbkreisförmiges Stück durch einen niedrigen Zaun abgegrenzt ist. „Der Eintritt ist nur Mitgliedern gestattet,“ heißt es auf einer Tafel am Eingange in die Halle. Ich stellte mich daher neben die Halle an den Zaun, wo auch ein Gendarm Platz genommen hatte. Beim Anblick dieses Hüters der Geseze kam mir plötzlich der Gedanke: die Behörde hat am Ende gar dem Drängen der Tierschutzvereine nachgegeben und das Taubenschießen verboten! O heilige Einfalt! Der Wächter der Ordnung hatte eine ganz andre Aufgabe, wie ich bald erfahren sollte.

Anfangs wurde nur nach einer Papierscheibe geschossen; es fehlte eben noch die Mehrzahl der Schützen, sie ruhte noch von der Hauptarbeit des Tages, dem kräftigen Mahle. Da kam von der Wiese her eine Taube geflogen; ein Schütze lockte sie durch einen pfeifenden Ton näher und — piff, pass! schoß er die Doppelflinte nach dem getäuschten Vogel ab. Schlecht getroffen flatterte die Taube in die Halle hinein. Sogleich sprang ihr ein Jagdhund nach, erhaschte sie und brachte sie auf einen Pfiff des Schützen einem vor mir innerhalb des Geheges sitzenden Manne; der drehte ihr, ohne hinzusehen, den Kopf um und warf sie hinter sich in einen Verschlag. Der Schütze kümmerte sich nicht um sein Opfer, schoß wieder nach der Scheibe und stellte mit seinen Genossen Betrachtungen über seine Treffer an. Allmählich kamen die fehlenden Schützen, meist junge Leute, den Diener mit der Büchse hinter sich. Da erhob sich der Gendarm und bedeutete mir, daß ich nun nicht mehr hier stehen dürfte: Die Herren wünschen nicht, daß jemand zusieht. So so! Die Herren fürchten also, daß jemand an ihrem Treiben Argerniß nehme (R.=St.=G. § 360, 13). Aber ich möchte mir den Spaß gern einmal mit ansehen, entgegnete ich dem Mann der Ordnung, der mich mit prüfendem Blick musterte. Milde erwiderte er: Nun, dann gehen Sie um den Busch links, und stellen Sie sich am Wege auf; dort dürfen Sie stehen. Ich begab mich auf den angewiesenen Platz, sah zu und — ärgerte mich gehörig nach § 360, wie sich schon so mancher über diesen Unfug geärgert hat, aber vergeblich. Doch zur Sache.

In der Mitte des Halbkreises standen sechs schwarze Kasten, deren Deckel durch eine nach der Schießhalle führende Schnur gehoben werden konnten. In einen der Todeskasten setzte nun ein geschäftiger, sehr passend in einen roten Kittel gekleideter Junge eine von den Opfertauben; mehrere flache Körbe voll standen vor der Schießhalle. Der Schütze stellte sich in einiger, übrigens nicht sehr großer Entfernung davor. Ein Zeichen, die Schnur wurde gezogen, der Deckel hob sich, und die unglückliche Taube schickte sich an, ihre Zelle zu verlassen, um sich in die freie Luft zu erheben. So meinte sie; doch

diff pass! und sie lag zappelnd auf der Erde. Der Jagdhund sprang hinzu und brachte sie wieder zu dem Leichensammler. Sogleich eilte aber auch schon der Rote hinzu und steckte ein neues Opfer für den edeln Scharf—schützen in den verhängnisvollen Kasten. Und nun versuchte einer nach dem andern seine Geschicklichkeit. Taube auf Taube fiel. Aber nicht alle stürzten gleich beim Aufzuge. Manche flog noch eine Strecke und taumelte außerhalb der Umzäunung nieder: der gewissenhafte Jagdhund sprang rasch über den Zaun dem flatternden Vogel nach und holte die Beute heran. Andre, die weiter geflogen wären, wurden von Schuljungen verfolgt, die sich in wachsender Zahl außerhalb des Zaunes am Walde zur Rechten angesammelt hatten. Was sie erhaschen, gehört ihnen; sie sind daher eifrig hinter den angeschossenen, aber entweichenden Vögeln her. Wie viele aber mögen sich auf die Bäume des Waldes retten und sich tagelang zwischen Leben und Sterben quälen! Ob denn keiner der Taubenschützen, keine der edeln weiblichen Seelen — denn auch weichherzige Frauen beteiligen sich mitunter an dem Schießen —, keine von diesen an die Leiden der anmutigen Vögel denken mag? Von einem zuverlässigen Gewährsmann, der öfter in der Nähe des Schießplatzes gewohnt hat, habe ich gehört, daß die Zahl der angeschossenen und elend umkommenden Tiere keineswegs so gering sei, wie die Verteidiger des Taubensports behaupten, und das läßt sich wohl begreifen, wenn man hört, daß jeden Sommer Tausende von Tauben gemordet werden, jawohl, Tausende, und gemordet zum bloßen Vergnügen. Wer diesem Massenmord harmloser Tiere zusieht und kein Ärgernis daran nimmt, der hat einen dreifachen ehernen Panzer ums Herz. Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen? heißt es in dem deutschesten aller Singspiele. Schwerlich hätte der edle Weber die schöne Weise zur Verherrlichung der Jagd erdacht, wenn er diese Jagdgenossen bei ihrer Schlächterarbeit gesehen hätte. Als ich einem alten, allerdings nicht mecklenburgischen Forstmann von dem Taubenschießen am heiligen Damm erzählte, entfloß dem Gehege seiner Zähne ein kräftiger Jägerfluch.

Wie kommt es wohl, daß die mecklenburgische Regierung allein in ihrem Lande diesen Unfug duldet? Ist man in dem gesegneten Lande zwischen Elbe und Peene nachsichtiger als irgendwo anders? Und etwa deshalb, weil die Unfugtreibenden — nach preussischer Polizeiauffassung Unfug treibenden — die gebornen Gesetzgeber des Landes sind? Nein, ein Gesetzgeber, noch dazu einer, der nach den Worten eines vom Volke in „ganz freier Wahl“ gewählten Reichsboten im Besitze einer Fülle von „Erbweisheit“ ist, kann überhaupt keinen Unfug treiben. Auch der Taubensport muß also wohl als geheiligte „Tradition“ angesehen werden. Aber sehr hoch ist ihr Alter noch nicht, wenigstens finde ich in den lesenswerten Erinnerungen eines alten Doberaner Badegastes (des Freiherrn Julius Malzan) nichts davon erwähnt. Oder sollte der Verfasser so entartet sein, daß er das noble Vergnügen seiner Standes-

genossen mißbilligt? In der That giebt es auch unter den Standesgenossen der Taubenschützen manchen, der das Treiben der anscheinend zumeist jungen Herren verurteilt, manchen, der in dem Bewußtsein seiner bevorrechteten Stellung den Grundsatz wahr macht: Adeln verpflichtet. Solchen echten Aristokraten würde jeder, wenn sie durch freie Wahl des ganzen Volkes oder meinetwegen auch nur des Standes zu Mitberatern der Regierung auserkoren wären, gewiß gern das Wohl des Landes anvertrauen. Jenen angehenden oder schon thätigen Gesetzgebern aber, die nichts höheres kennen, als hier Tag für Tag harmlose Geschöpfe zum bloßen Vergnügen auf den Rasen zu strecken, und in deren Leben überhaupt Jagd und Wettrennen eine hervorragende Rolle spielt, jenen zwar gebornen, wollte sagen hochgeborenen Gesetzgebern schenkt einmal das Volk kein Vertrauen mehr, glaubt trotz Herrn von Buchka nicht, daß sie ein Verständnis für seine Bedürfnisse, ein Herz für seine Leiden haben. Diese Herren bewilligen zwar alljährlich „für Rennen und zur Hebung der Pferdezucht“ einige Tausende aus der Landeskasse, aber für auskömmliche Befoldung der Lehrer eine größere Summe auszuwerfen haben sie keine Neigung; nicht einmal für eine geognostische Landeserforschung, aus der sie doch als Besitzer großer Güter unmittelbaren Nutzen hätten, wollen sie etwas hergeben. Ist es vielleicht die „gottlose Wissenschaft,“ der ganze „neuzeitliche Bildungsschwindel,“ dem sie in ihren Schulen den Eingang verwehren wollen? Doch ich schweife da ab. Aber man wird eben im Lande der Herren Ritter, man mag behandeln, was man will, in seiner Betrachtung stets auf die einzig dastehende Staatseinrichtung hingedrängt.

Daß die Tiere nicht bloß zum Nutzen oder Dienste des „Herrn der Schöpfung“ da sind, wird freilich noch von wenigen eingesehen und zugegeben. Die meisten stimmen der Ansicht zu, die ich einmal in einem bekannten, besonders christlichen Familienblatt unter der Überschrift: „Patriotische Betrachtungen: die armen Tiere“ mit steigender Bewunderung las. Da hieß es etwa: Das Tier hat keine sittlichen Aufgaben zu erfüllen wie der Mensch; es steht außerhalb der sittlichen Weltordnung. Hätte es solche Aufgaben, so dürften wir auch keinen Kalbsbraten essen u. s. w. Ein Glück für die, die in dem Fleische das allein kraftgebende Nahrungsmittel sehen, daß der Verfasser jenes lehrreichen Aufsatzes das Kalbsbratenessen nicht für unsittlich erklärt. Nun dürfen sie nicht bloß Fleisch essen, sie dürfen auch, nur um die Geschicklichkeit ihrer Hand zu üben, nach dem Rebhuhn schießen und sicherlich nach jedem andern Vogel, der über ihre Köpfe hinwegfliegt, von dem plebejischen Spatz an bis zu dem stolzen Schwan, wenn er seinen Flug in seine rauhe nordische Heimat nimmt. „Denn das ist unser Vergnügen.“ Die adlichen Herren unter dem Sonnenkönige Ludwig XIV. durften (nach Carlyle) auch Dachdecker vom Dach herunter schießen, um die Geschicklichkeit ihrer Hand zu üben. Wie rücksichtsvoll, daß man jetzt nur nach Tauben schießt! Aber steckt denn in diesen Vögeln

kein Wert? Von dem Erlös aus den Tausenden dieser anmutigen (einst der Liebesgöttin geweihten, hier von hochgeborenen Frauen und Fräulein hingemordeten) Vögel könnte manche Familie ihren Unterhalt bestreiten. Ob sich da nicht in dem Herzen manches Armen, der hier zuschaut, Neid und Zorn regt, wenn er sieht, wie täglich so große Werte vernichtet werden nur zum Zeitvertreib oder meinetwegen zur Übung der Hand und des Auges? Haben diese angehenden oder schon ausübenden Gesetzgeber keine andern Pflichten, als ihre Geschicklichkeit im Schießen zu üben? Wie leicht könnte jemand auf den Gedanken kommen, den unermüdlich hin- und herlaufenden Jagdhund, der zwar keine sittlichen Aufgaben zu erfüllen hat, doch mit Aufbietung aller Kräfte thut, was ihm aufgetragen ist, zu vergleichen mit — piff paff! wieder eine Taube weniger auf der Welt, ein Geschöpf ohne sittliche Aufgaben! Es giebt davon ja im Überfluß. Und es steht ja in der heiligen Schrift: „Eure Furcht und Schrecken sei über alle Tiere auf Erden, über alle Vögel unter dem Himmel.“ Die Herren Taubenschützen handeln also durchaus im Sinne des israelitischen, auch für die Christen immer noch maßgeblichen Gesetzgebers; sie sollten diesen Spruch über den Eingang zur Schießhalle setzen, um allen Angriffen „überempfindsamer Tierfreunde“ die Spitze abzubrechen.

Als im Jahre 1893 das hundertjährige Bestehen des Seebades am heiligen Damm gefeiert wurde, schenkte der Großherzog ein Stück Land für eine evangelische Kirche und ließ auch in jenen Tagen den Ort dazu weihen. Gewiß hat der Taubenschießklub auch einen reichen Beitrag für den Bau des Gotteshauses gezeichnet, und wenn der Bau fertig ist, werden auch die Taubenschützen, Männlein und Fräulein, am Sonntag in die Kirche gehen und mit den Worten des Kirchengebetes ihren Gott bitten, „daß im Lande Ehre wohne, Gite und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen.“ Und dann wieder frisch auf zum fröhlichen Morden?

Mit steigender Erregung hatte ich dem Treiben am Schießplatze zugehört. Inzwischen hatte sich am Himmel schwarzes Gewölk zusammengezogen, und der Donner grollte. . . . Als vor Zeiten das Land viel von Sturmfluten heimgesucht wurde, beteten die frommen Mönche von Doberan zu Gott und flehten um Schutz, und siehe da, die Flut wälzte an den gefährdeten Strand die ungeheure Menge von Steinen, die noch heute die Küste kennzeichnen, und setzte so sich selbst einen Damm. Wenn jetzt eine neue Flut — aber um Gottes Willen keinen unchristlichen Wunsch auf diesem heiligen Boden! Da, ein greller Blitz, ein heftiger Schlag, prasselnd fiel der Regen nieder und machte dem Vergnügen ein jähes Ende.

Ich flüchtete mich in das nahe gelegne Herrenbad. Als es bald darauf wieder hell wurde, wanderte ich dem Kurhause zu und in den friedlichen Wald dahinter. Das Schießen hatte wieder begonnen.